

Miesbadener Tagblatt.

40. Jahrgang.
Erscheint in zwei Ausgaben. — Bezugs-Preis:
durch den Verlag 50 Pfg. monatlich, durch die
Post 1 Mk. 60 Pfg. vierteljährlich für beide
Ausgaben zusammen.

Verlag: Langgasse 27.

15.000 Abonnenten.

Anzeigen-Preis:
Die einspaltige Zeile für lokale Anzeigen
15 Pfg. für auswärtige Anzeigen 25 Pfg.
Reclamen die Zeile für Miesbaden 50 Pfg.
für Anstalts 75 Pfg.

Anzeigen-Annahme für die Abend-Ausgabe bis 11 Uhr Vormittags, für die Morgen-Ausgabe bis 8 Uhr Nachmittags. — Für die Aufnahme später eingereichter Anzeigen zur nächstfolgenden Ausgabe wird keine Gewähr übernommen, jedoch nach Möglichkeit Sorge getragen.

No. 212.

Samstag, den 7. Mai.

Samstag, den 7. Mai.

Samstag, den 7. Mai.

1898.

Abend-Ausgabe.

(Nachdruck verboten.)

Glockade und Glockadebrecher.

Von Wilhelm v. Wed.

Die Amerikaner, heißt es, beabsichtigen eine strenge Blockade der kubanischen Seepfade durchzuführen. Allein, man merkt die Absicht und — doch abgesehen davon. — Eine Festung, eine Stadt wird belagert, ein Hafen wird „blockiert“. Die maritime Sprache, die so viele fremdsprachige Ausdrücke adoptiert hat, versteht unter „Blockade“ eben das, was sonst „Sperrung“ oder „Einschließung“ sagen würde; und damit basta. Denn die Blockade von Schiffen ist beinahe so alt, als der Gebrauch von Kriegsschiffen, und da der Krieg von jeher ein internationales Verständigungsmittel war, so haben auch im Laufe der Jahrhunderte die meisten wichtigeren Kriegs- bezw. Handelsstädte das Vergnügen der Sperrung bereits kennen gelernt. Die Kriegsschiffe haben einen mehr einseitigen, die Handelsstädte einen allgemeinen Nutzen; und letztere bloßieren, heißt den Handel des ganzen Landes auf das Empfindlichste lähmen. In früheren Zeiten war dies noch schlimmer; auch in jenen „schönen Zeiten“, die noch nicht so weit zurückliegen, daß wir sie vergessen haben könnten. Man braucht nur an den Kreuzzug zu denken, oder an den späteren nordamerikanischen Bürgerkrieg, in dem nämlich, abgesehen von allem Anderen, ein besonderer Zweck des transatlantischen Handelsverkehrs zu besondern Mächtigkeiten gelangte; er emporstieg sich förmlich, er führte eine selbstständige Firma. Das war die Firma der Glockadebrecher.

Wie gewöhnlich bei dergleichen Angelegenheiten, waren auch diesmal die Engländer die ersten, welche die gute Seite des nordamerikanischen Bürgerkrieges herausfanden. Sie erbauten für Napoleon Schiffe, die „Alabama“, und dann waren sie sich auf eine besondere Spezialität der Schiffbaukunst — auf die Konstruktion und den Bau von Glockadebrechern. Das war ein überaus lohnendes Geschäft, dessen einzige Schattenseite, die äppige Konkurrenz der Werften von Marseille, Nantes u. a., auf die Vervollkommenheit dieser Sorte Fahrzeuge in günstigem Sinne wirkte. Die Nordstaaten waren darauf bedacht, den Konföderierten den Lebensquell zu verstopfen, eine Sperrung der südlichen Baumwollhöfen durchzuführen, die besonders bei Charleston und Wilmington durchaus nicht nachlassen wollte. Das war eine goldene Zeit für die Glockadebrecher. Jährlich kamen die gelegentlichen, so eine Ari Amateure, dann aber die Professionsleute mit ihrem „Entwerfer“ oder „Designer“ über schnelle und ausdauernde Dampfer verfügte (und vor dreißig Jahren galten zwölf Knoten Fahrt schon als hübsche Leistung), so war es gewiß, daß er sie zum Glockadebrecher einrichtete oder hergab — ein Unternehmen, das für ihn förmlich weniger riskant war, als für die Befugung des Schiffes. Denn Krieg ist Krieg, trotz Vertha v. Suttner, und da die Blockade einen Zweck haben soll, so verhandelt man sich mit den Schiffen, die partout nichts davon wissen wollen, durch gezogene Kanonen und Schnellfeuergeschütze.

Das Glockadelaufen ist ein gefährliches und abenteuerliches Unternehmen. Es ist keine Piraterie, hat aber die Romanistik derselben. Das Glockadebrecher bewacht den Hafen, in Halbformelation oder in „entwickelter Linie“

unter „stille Dampf“. Zeitweise kreuzen die einzelnen Schiffe vor der Mündung, in einem fort schart Ausguck haltend. Der Glockadebrecher hat seine Ladung komplett an Bord und wartet die Dunkelheit zum Verlassen des Hafens ab. Langsam steuert er dann hinaus; er führt kein Licht, die Maschinen- und Kesselraumtüren sind geschlossen, damit kein vorzeitiges Geräusch seine Nähe verräthe. Allein sein vorsichtiges Wandern entzieht ihn diesmal doch nicht der Entdeckung. Er hat die Mündung vor sich — aber weiter nach vorne blicken die Lichter der Kriegsschiffe und ein Scheinwerfer projiziert seine weißen Strahlenbündel nach links und rechts. Auf dem Dampfer herrscht die größte Spannung. „So langsam als möglich!“ kommt die Order durch das Sprachrohr in den Maschinenraum; der Telegraph mit seiner zu durchdringenden klingenden Glocke darf nicht gebraucht werden. Eine Minute und dann noch eine — und dann ein helles Aufblitzen und gleich nachher der rollende Donner eines Kanonenschusses. Im Nu wird es auf der ganzen Linie der Kriegsschiffe lebendig. Trommeln wirbeln, Geschütze werden hin und her gebast, und überall die elektrischen Projektoren, die mit ihrem augenblendenden Lichte die Mündung nach allen Richtungen bescheinen. Der blind abgefeuerte Schuß wirkt auf den Glockadebrecher wie der Druck des Spornes auf den Reiter. Man gilt es kein Versehen mehr. Der Maschinenraum klingelt, der Dampf pfeift in die Cylindern; Ueberdruck in den Kesseln — alle Feuerleitungen auf — die Schraube wühlt mit furchtbarem Kraft, der Dampfer rast dahin, der Schiffkörper zittert unter den wuchtigen schnellen Schlägen der Rollen. Aufmerksam horchend und laufend sehen die Maschinen auf ihren Standplätzen — es ist all hands — die Schmirer gleiten das Öl kannenweise in die Schmiergeschiffe, direkt auf die Dose und direkt durch die Schmierkappe; Wasser auf alle Lager und Gleitbahnen. Immer mehr Kasse in die Feuerungen! Unausgesetzt rasen die Kohlenkähnen über die Flurplanken des Stokersaumes. — Wieder ein Kanonenschuß, diesmal kein blinder. Die Lage wird ernst. Nun heißt es wenden und zurück — oder durch. Kapitän und Offiziere auf der Brücke bilden sich fragend an. Wird es gelingen? Links taucht ein mächtiger Panzerfisch auf, rechts ein, zwei Torpedoböte. — Aber schon ist man in der Linie; grell und blendend fällt das elektrische Projektorenlicht auf den dahinjagenden Dampfer, auf die gewaltige Bugwelle zu beiden Seiten seinesumpfes, auf sein Deck, auf die Gesichter der Offiziere auf der Brücke. — Eine Geschützsalve schlägt in die Wellen ein — vorwärts! Ein schweres Projekt geträumert das Kartengeschütz — all right. — Drei Minuten später hat der Glockadebrecher die offene See vor sich. Durch!

Diese und ähnliche Szenen spielen dem Glockadebrecher ein feierliches Relief. Das von See kommende Fahrzeug hat es in mancher Hinsicht leichter, schon deshalb, weil eine Verfolgung derselben von Seiten der feindlichen Kriegsschiffe durch die Geringfügigkeit in der Regel nicht mehr angängig ist. Unter den Gefährden der Landbatterien und Forts ist es in der Regel. Die Vorstadt gebietet dem Glockadebrecher, die nächste Mäule der Rüste thunlichst zu meiden — eine Vorsichtsmaßregel, deren zu geringe Beachtung den unheimlichen Orlogschiffen bei der Blockade der südlichen Häfen reichlichen Schaden gebracht hatte.

Denn das war die Epoche der ersten praktischen Thätigkeit jener ganz und halb unterseeischen Apparate, welche, gegenwärtig zur höchsten Verwirklichung gelangt, den alten Namen „Torpedos“ beibehalten haben. Man darf wohl den Konföderierten den fatalen Ruhm zuschreiben, diese ambulanten Seeminen zuerst auf ihre Wirksamkeit geprüft zu haben — natürlich auf Kosten der unionistischen Kriegsschiffe. Diese „niederträchtigen“ (wie die Konföderierten sagten) Höllenmaschinen waren auch ganz darnach angehen, ihnen die Blockade der südlichen Häfen zu verheizen. Und wenn die Konföderierten tagelänger von ihren Schiffen den Horizont mit ihren Gläsern abhühten, zwang sie die entbrechende Nacht, seewärts zu dampfen, wenn sie sich nicht der Gefahr ausziehen wollten, von einem belagerten unheimlichen Feinde in wenigen Minuten in die Luft gepresst zu werden.

An Unternehmungen dieser Art scheiterten die Konföderierten überhaupt ein boshaftes Vergnügen zu finden. Sie wandten eben alle Mittel an, um die maritime Ueberlegenheit der Union zu kompensieren. Schlimm erging es unter Anderem der fast neuen Korvette „Houatone“ der nordstaatlichen Blockade-Flotte, die am Morgen des 17. Februar 1864 vor der Insel Beach lag, dem Fort Sumter gegenüber. Der Wachposten bemerkte um 8 Uhr von Deck aus einen länglichen Gegenstand, ähnlich einer übergroßen schwarzen Schallkugel, der sich trieb, an die Korvette heranzukommen, und bevor noch das achtere Visiorgeläch auf den Apparat gerichtet werden konnte, erfolgte die Explosion im Wasser. Das Schiff dringte nach Backbord und sank; zum Glück lag es auf einer Barkasse von nur achthundzwanzig Fuß, so daß es dem rasch herangekommenen Kanonenboot „Canandaigua“ noch gelang, die Befugung der „Houatone“, bis auf den zweiten Meilenstein, den Kommissar (Zahlmeister), den Quartermaster, einen Artilleristen und einen Matrosen, zu retten. Die Befugung der Konföderierten hatten noch mehrere dieser furchtbaren Maschinen in Bereitschaft, fand bald nach der Katastrophe der „Houatone“ ihre Bestimmung. Die Südstaaten waren, wie man bald erfahren konnte, nicht mählich in ihren Mitteln. In Florida und auf der Mündung von Hampton, fast unter den Kanonen des Forts Monroe, rühten sie dem Feinde mit gleichen Experimenten zu Leide. Der nordstaatliche Transportdampfer „Mentel-Loaf“ lag auf dem St. Johns-Fluss in Florida, von einer ambulanten, sub-marinen Mine angefohlen, in die Luft, und auf der Mündung von Hampton explodierte langweilig der Fregatte „Minnetota“ ein ähnlicher Apparat, wobei um ein Haar das Schiff mit Mann und Maus abgestoßen wäre. Für dieses Mal kam es bloß etwas aus dem Hagen, indem seine Aufsenbordplanten in Stücke gerissen, mehrere Rabinnen vollständig demoliert und eilige Geschütze von den Masten mit solcher Wucht geworfen wurden, daß die Schiffsorten zu Atomen zerflitterten. In gleicher Weise verfuhr die Konföderierten, als der unionistische Kontral Fregatte am Morgen des 8. August obigen Jahres den Eintritt in die Bay von Mobile forcierte. Um 7 Uhr 10 Minuten begann das Gefecht zwischen den nordstaatlichen Kriegsfahrzeugen und dem Fort Morgan — und schon um 7 Uhr 40 Minuten wurde der Ein-Turm-Monitor „Tennessee“ von einer unterseeischen Maschine getroffen und ging mit alle Mann unter, bis auf neun, welche später aufgeschleppt wurden.

Es ist daraus zu ersehen, daß die Blockade für die daran beteiligten Schiffe kein allzu leichtes oder gar un-

(Nachdruck verboten.)

Kopenhagener Brief.

(Von unserem Kopenhagener Korrespondenten.)

Wir befinden uns jetzt mitten in der Hochsaison, und was das für eine so vergnügungssüchtige Stadt wie Kopenhagen bedeutet, ist bekannt. Das eine Fest drängt das andere, die Theater überfüllen sich in ihren Leistungen, vier oder fünf Gemälde-Ausstellungen haben ihre Thore geöffnet, und die Zahl der Konzerte, Ballen und Gesellschaften ist überwältigend. Unsere lebenslustige Hauptstadt befindet sich sehr wohl in diesem Trubel. Man hat sich bereits eine Sommerwohnung nahe dem Balde oder der See gesichert — warum sich denn nicht den Wintervergnügungen hingeben vor dem Beginn der ländlichen Jodels? Der Vorfrühling ist übrigens die Zeit, wo der Randel und die reichen Gutsbesitzer sich hier versammeln, und wo der Hof, die Minister und die fremden Hofmeister ihre großen Felle veranlassen. So haben der deutsche, der französische und der englische Gesandte große Mittagsgesellschaften gegeben, welche die Mitglieder der königlichen Familie mit ihrer Gegenwart beehrten.

In den höchsten Schichten der Gesellschaft macht sich übrigens eine Mode geltend, die den Festlichkeiten einen ganz sonderbaren Charakter verleiht. Die Diners und Gesellschaften werden gewöhnlich durch einen religiösen Vortrag eingeleitet, und ehe man sich den trübseligen Genüssen hingibt, läuft man den Worten eines frommen oder eines kalten Predigers, der den schönen, eleganten Damen, den uniformierten ordensgeschmückten Herren von Entfugung und

Käse, von Tod und Hölle, von „Heiligen“ und „Verworfenen“ spricht. Dies ist der neueste Aufschlag der religiösen Bewegung, die sich die „Innere Mission“ nennt, und die hier einen sehr fruchtbaren Boden gefunden und leider großen Schaden angerichtet hat. Sie entstand vor einigen Jahren in Jütland und verbreitete sich schnell unter der unheimlichen Bevölkerung der Westküste. Dort lebt eine harte, rauhe Klasse von Fischern und Bauern, die um das tägliche Brod schwer zu kämpfen haben und durch ihre Beschäftigungen nur zu oft an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnert werden. Bei den dortigen Strandbewohnern hat fast jede Familie ihre auf der See verunglückten Todten, und in diesen Gegenheiten hat die „Innere Mission“ ihre zahlreichsten Anhänger gefunden. Dort bildeten sich heilige Gemeinden, deren der frommste Kirchenschatz nicht genügt und die hoher Missionen und Bekehrer errichtet haben, wo sie täglich ihre Anbacht verrichten. Es kommt dabei oft zu ganz eigenthümlichen Erscheinungen. Als im vorigen Jahre während eines furchtbaren Sturmes mehrere Fischer ertranken, hielt der Prediger des Ortes, der Mitglied einer solchen „heiligen Gemeinde“ war, eine Rede, die im ganzen Lande das peinlichste Aufsehen erregte. Während man sonst überall für die armen Familien der verunglückten Fischer das innigste Mitgefühl hegte und ihre Noth zu lindern suchte, hatte der genannte Prediger den traurigen Muth, den Witwen und Waisen zu erklären, daß die bei Abwägung ihres Berufes Ertrunkenen, die zu den „Heiligen“ nicht gehörten, der ewigen Verdammnis reitungslos anheimgefallen seien, und daß ihr Tod als eine Strafe für ihre Verdorbenheit und als eine

Warnung für die Ueberlebenden, sich zu befehlen, zu betrachten sei. Die Rede rief allgemeine Entrüstung hervor, und der allzu eifrige Seelzorger erhielt von seinem höchsten Vorgesetzten einen scharfen Verweis — trotzdem hat die Bewegung sich immer mehr verbreitet. Mit Höhenangst und Zerknirschung fängt sie Seelen, mit Feuer und Schwert donnert sie gegen die Säkularisten — das sind alle, die sich von den Drogen nicht bange machen lassen und sich nicht „bekehren“ wollen, sie scheitern, Frömmel und Unbuddelbarkeit, sie terrorisiert die Bevölkerung auf dem Lande und hat schon Mäule zum hellen Wahnsinn getrieben. Langsam aber sicher setzt die traurige Bewegung ihren Gang im ganzen Lande fort, die Versammlungsbüchsen der „Heiligen“ mehren sich überall, die Zahl der „Höllenprediger“, die sich durch ihren wilden Fanatismus und ihre fanatische Beredsamkeit ein gewisses Ansehen erworben haben, nimmt immer zu, und selbst in den höchsten Gesellschaftskreisen der Hauptstadt hat die religiöse, in ihren Folgen so traurige Bewegung zahl- und einflussreiche Anhänger gefunden. Das geistige Leben, das besonders, als der schwedische Prinz Oskar Bernadotte kürzlich unsere Stadt besuchte und als Botschafter hier auftrat. Der Andrang zu seinen Vorträgen war ein außerordentlicher. Der Prinz, der im Sinne der strengsten „inneren Mission“ predigt, die Tanz, Theater und alle weltlichen Vergnügungen als „sündhaft“ bezeichnet, sprach bei den glänzenden Festen, die ihm zu Ehren die Gesellschaft gab, von Entfugung und Tod, von Käse und Abwägung des Fleisches und erklärte, man solle „die Todten ihre Todten begraben lassen“, um anzugehen und das Reich Gottes zu verkünden. Seitdem ist die bestrebliche Eile mehr als je im Schwunge, sie hat

[illegible]

Lezte Nachrichten.

Continental-Telegraphen-Gesellschaft

Wien, 6. Mai. Der beifalls Besatzung der Anklage-
träge gegen Vadeni eingetragte Ausschuss lehnte den Antrag
Einführung eines Subcomitès ab und nahm mit 20 Stimmen
Antrag Bietot auf Wahl eines Referenten an, welcher
Gruppen aufstellen soll, die der Ausschuss zum Zweck der Antrag-
ungen zu machen hätte. Auf wurde darauf mit 20 Stimmen
an Referenten gewählt. Dreizehn Ausschussmitglieder gaben keine
Stimme ab.

[illegible]

Rom, 6. Mai. Weiter hier eingegekommene Nachrichten betreffen, heute in Brasi erregte Ruhestörungen vorgekommen sind. Ruhestörer hielten das Ostrei-Büreau am Bahnhof in Brand verbrannten außerdem andere Äste von Gewaltthätigkeit.

Malland, 7. Mai. Infolge Verhaftung eines sozialistischen Arbeitervertreterdes kam es gestern Nachmittag zu Zusammenrottungen der Arbeiter. Die herbeieilenden Soldaten und Gendarmen wurden mit Steinwürfen empfangen. Abends griffen 20 Arbeiter die Polizeistation an und verlangten die Freilassung der Gefangenen. Dasselbe erfolgte, Infolge eines Steinwurfs erteilte die Polizei. Ein Polizist und ein Arbeiter blieben tot, drei wurden verwundet. Während war die Stadt ruhig.

Konstantinopel, 6. Mai. (Wiener T. f. Börsen.) Die Deklaration der Botschafter, betreffend die Kriegsschädigung und Plünderung Thessaliens, wurde heute der Ffarte überreicht.

Berlin, 6. Mai. Der „Volkzeitung“ wird aus Breslau telegraphisch: Auf der Kohlengrube „Rossmiers“ bei Sosnowice ist ein riesiger Kohlenblock auf arbeitende Bergleute. Fünf Arbeiter wurden getödtet, zwei verwundet.

Berlin, 7. Mai. Gestern Abend um 7 Uhr fand im hiesigen Schloss das Festmahl für den Reichstag statt. Etwa 200 Abgeordnete aller Parteien, mit Ausnahme der Sozialdemokraten, waren an dem Diner Theil. Zur Rechten und Linken des Kaisers saßen die Reichskanzler, die Minister und die Reichsbeamten.

[illegible]

Czernowit, 6. Mai. In der Bahnhofstraße entgleiste gestern ein Zug der elektrischen Straßenbahn, wodurch vier Personen schwer und fünf leichter verletzt wurden. Ein Wagen ging in Trümmer.

Volkswirthschaftliches.

Geldmarkt: Kursbericht der Frankfurter Börsen-Z. v. 21. Mittags 12 1/2 Uhr. — Kredit-Anstalt 90 1/2, Com. 117.50, 128, Fleischb.-Actien 908, Hamb. u. L. 100, Reichsb.-Actien 143.30, Centralbank 139.90, Nordb. 90.40, Unionbank 73.10, Baureichb. Actien 192. — Geldkredit-Berliner Actien —, Berliner 220.50, Sarp. 55.75, 6-procentige Merktan 33.40, 6-procentige Merktan 94.9, Italiener 91.40, Dresd. Bank 100.10, Darmstädter Bank —, Berliner Handels-Gesellschaft 164. — Deutsche Bank 199. —, Genb. 111. 4-proc. Spanier 30.70.

Die Abend-Ausgabe enthält 1 Beilage.

Druck und Verlag von E. Schellberg'sohn in Gießen

Beilage zum Wiesbadener Tagblatt.

No. 212. Abend-Ausgabe.

Samstag, den 7. Mai.

46. Jahrgang. 1898.

Man erblickt nicht die Welt, wenn man zu dem eigenen Fenster hinaussieht.

Reislich.

(10. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ohne Inschrift.

Eine Schloßgeschichte von Viktoria.

Dann aber überzog Reichenblasse das schöne Gesicht, die blauen Augen wurden weit und furchtbar starr und über die bebenden Lippen brach ein Laut, wie das verwundete Wild ihn ausstieß, wenn es sterbend zusammenbricht. . .

Es war ein Brief des Hofmarschalls an die Gräfin: Hierdurch beehre ich mich, Ew. Excellenz zu benachrichtigen, daß Sie zur Oberhofmeisterin unserer jungen Erbprinzessin ernannt sind, die morgen mit ihrem Gemahl, dem Erbprinzen Ernst, ihren Einzug in die Residenz halten wird. Es ist die einzige Tochter des kaiserlichen Vaters, auf dessen Veranlassung unser geliebter Fürst Genesung fand, und die Vermählung wird — in Rücksicht darauf — nur im engsten Familienkreise gefeiert. Wir erwarten Ew. Excellenz sofortige Abreise, damit Sie noch rechtzeitig zu den morgenden Empfangsfeierlichkeiten eintreffen. Der Schloßhauptmann von Brühl wird an Ew. Excellenz Statt die Verwahrung der alten, ein wenig gar zu romanischen Burg übernehmen. Unter diesen Umständen kann es Ihrer kaiserlichen Gesellschaft nicht angenehm sein, länger in dem Schloß zu verbleiben. Ich bitte Sie daher die Stelle einer Reisebegleiterin bei meiner Cousine, der Gräfin Breitenheim an, die in acht Tagen nach Italien geht. Im Fall der Annahme muß sich das Fräulein sofort auf die Reise nach Schloß Breitenheim bei G. . . machen.

Genehmigen Sie, Excellenz u. s. w.
Hella zwang sich heftig, das Schreiben noch einmal zu lesen — aber es war und blieb daselbe. So verwarf sie denn regungslos in ihrem Sessel, starr vor sich hinschauend, und der Rhythmus kam leuchtend aus der trampfahnen arbeitenden Brust. . .

Jetzt tönten Schritte im Nebenzimmer, und mit der wunderbaren Willenskraft, die ihr eigen war, erhob sie sich, obgleich die Füße unter ihr schier zusammenbrechen wollten, legte den Brief auf den Tisch zurück und wandte sich dem offenen Fenster zu. Nur eine einzige Minute noch, daß sie wenigstens äußerlich ihre Haltung wiederherstellte. . .

Die Thür ward geöffnet, und die Gräfin trat wieder ein. „Nun, Hella, was sagst Du zu diesen Neuigkeiten?“ Mit einer fast übermenschlichen Anstrengung zwang sie in Lächeln auf ihre immer noch bebenden Lippen, dann wandte sie sich langsam um.

„Um Gottes Willen, Kind, wie siehst Du aus . . . als hätte ich Dich ein Gespenst gesehen!“

„Gabe — ich — das — nicht auch?“ sagte Hella, mühsam Wort für Wort hervorbringend, während ihre fähe, flatternde Stimme erloschen schien, „ist es nicht das Gespenst hergelofer Orkanen, welches ein armes Mädchen fortreibt von ihrer Wohlfahrt, von der Stille ihrer frohlichen Kindheit und von dem Grabe ihrer Mutter. . .?“

„O Hella, es kann nicht noch um Götter für Dich ankommen!“
„Excellenz, über Dinge, die nicht zu ändern sind — und vor einem solchen Fatum siehe ich jetzt — verliere ich niemals ein Wort. Ich werde gehen, sowie Ew. Excellenz gegangen sind.“

XL

Der Eingangstag war vorüber — wolkenlos, sonnig, wie solche vom Himmel erstrahlte, es immer sind — nun laut die Sonne zu Thal, und ihre fliehenden Strahlen brannten wiederum in den Fenstern des Schlosses. — Dann erloschen sie langsam, leise Nebel flogen vom Fluße empor und zogen sich an den Hügel hinan; die Dämmerung breitete sich allmählich über das Berggelände, und nur noch über dem Tannenwalde leuchtete ein schmaler Vorpurpurreifen. . .

Da schrie Hella aus dem Park zurück und trat in das Zimmer des alten Andros unten im Erdgeschoß; es war schon dunkel darin, aber ihr junges Auge erkannte dennoch die Umrisse seiner alten Gestalt in dem Reflekt in der Fensternische.

„Ich bin es, Onkel Andros, ich bringe den Schlüssel zum Mausoleum zurück, den ich vorhin aus Deinem Pult genommen, als Du grade nicht hier warst;“ und sie legte den Schlüssel auf das Fensterbrett neben ihm und setzte sich dann auf den andern Stuhl ihm gegenüber.

„Nun, Onkel Andros, ist Alles beendet; das letzte Lebewohl habe ich soeben mit dem Immortellenkranz dem Grabe Deines Herrn dargebracht, denn morgen an seinem Sterbetage kann ich es nicht mehr; du wirst Du — zum ersten Mal seit zehn Jahren — ihm Deinen Kranz allein bringen.“

Sie schwenkte Beide — Jeder bemüht, seine Nahrung zu unterdrücken um des Andern willen.

„Ich werde Nicht machen, Hella, wir können uns ja nicht einmal mehr erkennen.“

„Nein, mein Onkel Andros, das ist auch gar nicht nötig für uns Beide. Ich sehe Dein liebes, altes Gesicht auch im Dunkel vor mir, und es plaudert sich viel gemütlicher ohne Licht. Sieh, da kommt auch der Mond hervor, der gute alte Gefell, und da ist die ganze Park wie in Silber getaucht sein. — Vorhin habe ich von Altes Abschied genommen, und obgleich in der letzten Zeit mein Herz und Sinn von tausend anderen Dingen erfüllt war und ich mich wenig um sie gekümmert habe, hat es ihnen Allen doch nun aufrichtig leid, daß ich gehe. Friederiken und Johanne haben ich meinen ganzen Ernst vermach — was soll ich mit dem bunten Tand jetzt bei meiner Trauer — sie mögen sich morgen frohlich in die Gräber setzen. . .“

Sie schwenkte wieder eine Jellang:

„Für Dich aber, Onkel Andros, habe ich hier mein Medaillon — Du weißt, was die Fürstin Helene mir zu meiner Eingabe gesandt — ich habe eine Locke von meinem Haar hineingeklebt. Traue es von nun an an Deiner Uhrkette, daß Du mich nicht ganz vergisst — willst Du?“

Er konnte nicht antworten, aber er streckte die Hände nach ihr aus, als wolle er sie an sich ziehen. . .

„Nein, nein, Onkel Andros,“ und ihre Stimme klang leiser, „mach mich nicht weh! Laß mir nur Deine liebe Hand. . .!“ Sie war die erste, nach der ich als kleines Kind gegriffen — sie soll auch die letzte sein, die ich halte, da ich nun von hier fort muß.“

„Wann willst Du denn reisen, mein Kind? Seit gestern Nachmittag der herzogliche Courier ankam, geht hier Alles drunter und drüber — man ist zu keiner ruhigen Lieberlegung mehr gekommen; Dich selbst habe ich den ganzen Tag nicht gesehen, aber die Kammerfrau der Frau Gräfin sagte gestern Abend, ehe sie abreiste, Du gingst auch in Wäld, denn Du solltest mit einer Cousine des Hofmarschalls nach Italien.“

„Ja, Onkel Andros, so hat es Ew. Excellenz bestimmt, und so reise ich denn heute Nacht mit der Post, die grade um zwölf Uhr an unserm Park vorüberfährt. Wie oft habe ich früher nach gelegen und auf das Lied des Postillons gelauscht, und dabei erlagte mich manchmal eine leidenschaftliche Sehnsucht nach jener unbekannten Ferne — nun, heut wird sie gestillt!“

„Ich bleibe auf, mein Kind, und bringe Dich durch den Park, daß es nicht aussieht, als gingest Du aus diesem Schlosse heimlich wie ein Dieb.“

„Nein, Onkel Andros, das leide ich nicht! Auch die Andern wollten mir das Geleit geben, aber ich sagte ihnen, daß mir das Scheiden dann nur um so schwerer wäre — nein, ich muß allein gehen! Weiss am Fenster sitzen, Onkel Andros, und wenn Du dann das Posthorn hörst, dann sage leise: Fahr wohl, mein Kind!“

„Und wann werden wir uns wiedersehen, Hella? Du weißt, Du bist das letzte lebendige Wesen, an dem mein altes Herz noch hängt.“

„O Onkel — lieber, guter Onkel Andros!“ ihre Stimme brach für einen Augenblick, aber sie sagte sich gleich wieder — „Du wirst mich wiedersehen, eher als Du denkst; aber es bleibt mir noch Eines, was ich Dir aus Deinem treuen Herz mitnehmen muß: Sieh hier — oder richtiger, fühle hier, denn zum Schenken ist es zu dunkel — diesen großen Brief! Da — fühlst Du das Siegel? — So, nun gib ihn wieder her; ich will ihn oben auf in Dein Pult legen. . .“

„Morgen, wenn Du von Deinem Herrn Grabe kommst, dann öffne ihn und erlaube die Bitte, die ich darin ausgesprochen habe — willst Du es thun?“

„Ja, mein Kind, ich will es.“

„So gib mir die Hand darauf, Onkel Andros!“

„Hier, Hella!“

„Ich danke Dir — und nun kommt der letzte Abschied und auch der schwerste!“

Sie schaute plötzlich vor ihm nieder und legte ihre Arme zärtlich um seine alte Gestalt:

„Lebe wohl, lebe wohl, Onkel Andros, und habe Dank für alle Deine Liebe!“

Ihre Festigkeit verließ sie, und sie schluchzte laut, er drückte ihr Köpfchen liebevoll an seine Brust:

„Weine nicht so trübsalig, Hella, weine nicht, mein armes Kind! Hast Du nicht selbst gesagt, daß wir uns wiedersehen werden?“

Sie richtete sich auf.

„O, Onkel Andros, ich weine auch nicht um die Trennung — ich weine um das Wiedersehen!“

Mitternacht war nahe.

Im Schlosse schloß Alles schon seit Stunden, leise wiegen die Räume ihre Kronen im Mondlicht, das wie ein Silberstrom über Berg und Thalgelände floß. Am Ende des Parkes, an welchem dicht vorüber die breite Landstraße führte, auf jener durchschnittenen Steinbank, von der aus man hinüber schauen konnte auf die Berge und in das freilegende Land, sah Hella auf demselben Platz, auf dem sie einst an der Seite der Gräfin Eusebe gesessen, um mit ihr gemeinsam ihre Schularbeiten anzufertigen. Damals lag das Leben vor ihr gleich einem Jagdgarten, zu welchem sie den Schlüssel sicher in der Hand zu halten meinte — jetzt, erst wenige Jahre waren selbtem vergangen — jetzt hatte sie hier, bereit, auf das erdende Zeichen ihn für immer aus der Hand zu legen.

(Schluß folgt.)

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Aus dem Tagebuch eines in Ostindien lebenden Deutschen.

(Eigener Auszug für das „Wiesbadener Tagblatt.“)

Manche gelangen in verhältnismäßig kurzer Zeit zu Wohlstand; gleich es doch im Prinzip bereits eine Anzahl chinesischer Handelskäufer, womit die europäischen Kaufleute zu rechnen haben. Die Intelligenz der jungen Chinesen als Verkäufer in den verschiedensten Ausstellungen Bogars ist bewundernswürdig; ein 7- bis 8-jähriger Junge leistet mehr als der Durchschnitts-Deutsche, der zu Hause seine Leihzeit beendet hat. Das Auffassungsvermögen dieser jungen Leute ist kaum zu beschreiben, man darf ein solches chinesisches Bogar Kaufmann von Kisten birgt, Alles durch und über einander gepackt bis auf die Straße — der Knirps weiß im Augenblick jeden Artikel zu finden, versteht es meistens, das Doppelte zu fordern, bis auf die äußerste Grenze des Zulässigen herunterzufahren, ohne die Autorität eines älteren Angestellten oder seines Vaters in Anspruch zu nehmen. Mancher junge Deutsche, dem das Auswandernsieber nach dem fernen Indien in den Werten steht, dürfte einen gehörigen Dämpfer bekommen, wenn er wüßte, mit welcher Fähigkeit hier gehandelt wird.

Hast jeder Deutsche, der nach Ostindien kommt, wird erkaufen. Selbst wenn er die nötigen Mittel besitzt, müßt ihm das noch lange nicht; er muß vor Allem erst lernen, sich der Lebensweise, den Verhältnissen zu accommodieren, Alles abstreifen, was ihm in seiner Heimat lieb und wert war. Nur derjenige, der mit solchem Ernst seine Aufgabe angeht, hat Aussichten, auf die Höhe zu kommen. Doch jetzt zurück zu unserer Expedition.

Der Chinese übernimmt das Wagnis des Gewinnhalbers. Dieser andauernde Mensch vereinigt in sich Alles, was zu dem Gewerbe erforderlich ist. Er ist geduldig, hat persönlichen Muth und gute Zungen zum Tauschen; mehr braucht er nicht.

Die Expedition führt, außer Lebensmitteln und Gewürzen, geringwertige Kleiderstoffe, Schmuckstücke u. mit

sich, bestimmt für die Eingeborenen, zunächst zum Austausch für dasjenige, was sie seit der vorhergehenden Ernte gelegentlich gebohren haben, oder für ihre Hilfsleistung während der Pflanzzeit überhaupte.

Hat die Expedition Geld, d. h. ist das Meer ziemlich ruhig, so treten große Mengen von Schildkröten an das Land. Die Mannschaft wird an geeignete Stellen auf der Insel verteilt und lauert, jeder mit einem Speer bewaffnet, hinter verdeckten Häuten (Hütten?) auf die Beute. Jeder hat sich ruhig zu verhalten, denn die Schildkröte tritt nur dann an Land, wenn sie Verdächtige nicht wahrnimmt. Ist sie einmal angetreten, so ist es um sie geschehen; sie kann sich oben nicht so schnell bewegen, um ihrem Schicksal zu entrinnen. Schnell wird sie mit dem Speer auf den Rücken geworfen, gebündelt und bei Seite geschleppt. Zu dieser Prozedur sind nur wenige Augenblicke erforderlich — und die Jagd kann von Neuem beginnen.

Bei der großen Menge, die gefangen werden, hat das Fleisch der älteren Thiere für die Mannschaften keine Bedeutung; nur von jüngeren Thieren wird Suppe und Fleisch genossen, so weit Veranlassung dafür ist.

Ist der Jagd beendet, so werden die Kadaver von der Fleischmasse befreit, der Körper mit ungekalktem Kalk bestreut, angezündet, wodurch sich die gebundenen Glieder lösen, dann die einzelnen Platten, mit einem Loth versehen, zu einem Bündel geschnitten.

Der Panzer einer Schildkröte umfaßt 13 Platten, je nach der Größe der Thiere im Gesammmittel von 1/2 bis 2 Kilogramm. Bei alten besonders starken Thieren geht das Gewicht des Panzers auch wohl über 2 Kilogramm hinaus.

Die kalten Platten sind an den Seiten fast flach, über den Rücken gewölbt. Als fangwürdig gelten Thiere im Gewicht von 1 bis 4 Centner. Allerdings unterliegen auch jüngere oder ältere Exemplare ihrem Schicksal; deren Panzer hat aber geringeren Werth, bei den erstern, weil zu schwach, auch die intensive Färbung fehlt, bei letztern, den alten, weil die Farbe mehr ins Schwarze übergeht, auch der Panzer häufig durch Pilze (Knoten) beschädigt erscheint.

Die Verkäufer in Macassar wissen sich aber in jedem Falle zu helfen. Sie ernten die Ernte verhältnismäßig so, daß jeder Nummer, jeder Riste ein Theil geringwertiger, resp. schadhafter Waare beigegeben wird.

Für hochfeine, rein schwarz-bunte Zaspurung sind die Japanesen meist Reicher; sie zahlen dafür hohe Preise. Die Industrie in Japan, speziell für Schildkrötenverwendung zu Tabakratten und sonstigen Kunstgegenständen, ist ziemlich bedeutend.

Als neuer Abnehmer auf dem Plan erschien vor uns gefährt zwei Jahren aus Nordamerika mit namhaften Posten. Es schien damals, als wollten sie den ganzen Markt füllen. Zweifelsohne aber haben sie für ihre Versuchsstudien etwas zu reichlich gekauft. Nach den bisherigen Erfahrungen ist Schildkröte für ein heizendes wachsendes Klima wegen der durch Spannung sich bildenden Brüche wenig geeignet. Dies mag wohl der Grund sein, daß die Zufuhren nach jenem Lande heute ohne wesentlichen Belang sind.

Ungeachtet dessen blieb der Schildkrötenmarkt wegen Mangels ungenügender Vorräthe in fortwährender Gärung. Starke Begehr blieb vor wie nach für Luxuswaren, namentlich für Aufsteckklammer in heißeriger Nance. Um solche aparten und sehr theuren Farben zu erlangen, ist der Händler gezwungen, größere Posten auf Lager zu kaufen, und bei dem damit verbundenen großen Risiko darf sich die Damenwelt nicht wundern, warum Schildkröten-Grüngrünisse mit heißeriger Farbe so theuer kommen.

Nicht alle Schildkröten haben einen hübsch gestamten Panzer. Es giebt eine Menge Species, die sich nach der äußeren Form leicht unterscheiden; die eine Art hat einen mehr gestreckten, die andere einen mehr gewölbten Bau. Bezüglich hübscher Färbung kommt hauptsächlich die Gegend in Betracht, die dem Lebensunterhalt dieser Thiere am besten entspricht.

Die Schildkröte wächst langsam. Da nicht selten solche vorkommen, die das Gewicht von 5 bis 6 Centnern übersteigen, so kann man mit Sicherheit annehmen, daß diese Thiere ein ungewöhnlich hohes Alter erreichen können.

Alfred Kaufmann.

